Chef-Redakteur:
Arthur Levysohn in Berlin.

Montags-Ausgabe.

Druck und Verlag:
Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 60. | Berlin, Montag, den 3. Februar 1890. | XIX. Jahrgang.

Politische Wochenschau.

Von
Arthur Levysohn.

Die Ueberraschung, welche der politischen Welt durch das Schicksal des Sozialistengesetzes und durch seine Nichterwähnung in der Thronrede beim Reichstagsschlusse bereitet worden, hat ihre Ergänzung in dem nicht minder plötzlich eingetretenen Verzicht des Fürsten Bismarck auf die Leitung des preußischen Handelsministeriums gefunden. Die Berufung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, des Herrn v. Berlepsch, auf diesen vom Reichskanzler aufgegebenen Posten, eine Berufung, von der man meint, daß sie der eigenen Initiative des Monarchen entsprungen sei, wurde in den verschiedensten Lagern mit einer Befriedigung aufgenommen, die jedenfalls nicht dafür spricht, daß das Bismarckische Provisorium, das nun fast zehn Jahre gedauert hat, in der öffentlichen Werthschätzung eine sehr hohe Stelle einnimmt.

Zu weit freilich dürfte man gehen, wenn man, wie Manche es thun, annimmt, dieser Rücktritt und jene Berufung wären gegen den eigentlichen Wunsch und Willen des preußischen Ministerpräsidenten erfolgt, und so habe sich Fürst Bismarck nur einer kaiserlichen Willensmeinung anbequemt, als er dem Provisorium ein Ende bereiten half, das längere Dauer besessen als manches Definitivum. Wohl möglich, daß die Auffassungen der jüngeren sozialpolitischen Schule, zu der sich Kaiser Wilhelm II. zu bekennen scheint, nicht ganz in Uebereinstimmung mit den Ueberzeugungen sich befinden, denen der Reichskanzler bei der Arbeiterbewegung bisher Gestalt geliehen, — aber aus solch einem theoretischen Widerstreit der Empfindungen heraus dürfte der auffallende Wechsel im Handelsressort, dem ja nun auch die Bergamts-Abtheilung des preußischen Eisenbahnministeriums zugetheilt werden soll, schwerlich allein zu erklären sein.

Viel plausibler möchte es scheinen, wenn man dem Ministerpräsidenten selbst den Wunsch zuschieben will, von einer Verantwortlichkeit entbunden zu werden, die vielleicht schwerer auf ihm zu lasten beginnt, als ihm zuträglich bedünken mag. Fürst Bismarck hat seiner Zeit im Kulturkampf die Erfahrung machen müssen, daß gegen gewisse geistige Bewegungen die Mittel des Polizeistaates nicht ausreichen. Die Kraft der Regierungsgewalt erlahmte gegenüber der geistigen Strömung, welche die ultramontanen Massen durchfluthete, und so sah sich der Repräsentant der behördlichen Macht gezwungen, vor dem Centrum und seinen Forderungen zu kapituliren. Dies geschah nicht ohne die Verantwortung für die drückendsten Polizeigesetze, die man fallen ließ, vom leitenden Staatsmanne ab und auf die Schultern des zurücktretenden Kultusministers Dr. Falk zu wälzen. Wenn man nach Analogien urtheilen darf, so erscheint die Lage des preußischen Handelsministeriums, wie es bisher bestanden, von ähnlichen schwerwiegenden Verantwortlichkeiten bedrückt.

Unsere Schutzzollgesetzgebung und namentlich unsere so oft bekundete Abneigung vor dem Abschluß weiterer Tarifverträge ist kaum noch in ihrer bisherigen Ausdehnung aufrecht zu erhalten. Es wird — angesichts des bevorstehenden Ablaufs unserer Stellung als meistbegünstigter Nation Frankreich gegenüber — das Einlenken in neue handelspolitische Bahnen schwer vermeidlich sein. Diese Erkenntniß dürfte kaum dazu beigetragen haben, den Fürsten Bismarck zu ermuthigen, sein Handelsportefeuille zu behalten. Es liegt nahe, anzunehmen, daß ihm eine auch nur schrittweis ins Werk zu setzende Verleugnung jener handelspolitischen Grundsätze peinlich sein müßte, zu denen er sich seit zwölf Jahren mit Eifer und Nachdruck bekannt. Da mag es ihm ganz willkommen sein, wenn ein Anderer in die Bresche springt und vollzieht, was im Interesse der Gesammtheit nicht vermieden werden kann.

Das Verhalten des Staats den Arbeiterforderungen gegenüber mag ähnliche Erwägungen beim leitenden Staatsmanne hervorgerufen haben. Die Aufrechterhaltung des Sozialisten-Ausnahmegesetzes als einer polizeilichen Maßregelung eines ganzen Standes ist vielleicht dem Souverän nicht so erwünscht, wie man es im ministeriellen Lager bisher angenommen. Der Kaiser mag sich von den arbeiterfreundlichen Einrichtungen, die bisher namentlich von der freisinnigen Opposition befürwortet wurden, mehr versprechen als sein im Wesen des Polizeistaates erzogener Premierminister. Die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Errichtung von Einigungsämtern und Alles, was damit zusammenhängt, fand bisher in den gouvernementalen Kreisen nicht das geringste Entgegenkommen. Der Bundesrath sah sich nicht veranlaßt, auf die bezüglichen Beschlüsse der Volksvertretung einzugehen. Nicht unwahrscheinlich dünkt es, daß der Kaiser in Person diese Anträge eines praktischen Versuches für würdiger erachtet, als dies bislang sein leitender Staatsmann gethan, und ganz dessen Naturell entspräche es, wenn er selbst die Hand zu dem Experiment böte, das der Monarch zu wagen entschlossen scheint. Fürst Bismarck also würde durch seinen Verzicht auf das Handelsamt und durch dessen Neukonstruirung zwar die Verantwortung für die neue Wendung der Dinge ablehnen, aber doch für den Versuch selbst freie Bahn schaffen helfen.

Es wäre somit allerdings eine Machtverminderung des Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten eingetreten, aber mit diesem unzweideutiger Zustimmung. Den neuen Minister, welcher der Generation des Souveräns bei weitem näher steht als der greise leitende Staatsmann, wird man nun erst am Werke sehen müssen, um zu erkennen, ob er eigene Ideen für sein verantwortungsvolles Amt mitbringt, und ob es ihm gegeben sein mag, das zu lebenskräftiger That zu entwickeln, was im Denken und Fühlen des Kaisers und Königs als keimkräftiger Ansatz zum Lichte emporstrebt. Wie dem aber auch sei, diese friedliche „Evolution", welche sich soeben in den obersten Regionen unserer Regierungswelt vollzogen, ist für die beginnende Wahlperiode von unleugbarer Wichtigkeit, und was auch immer der Ausgang dieser bevorstehenden Berufung aus Volk sein mag, an dem ernsten Willen des Kaisers, die unverfälschte, unbeeinflußte Volksmeinung aus den Neuwahlen hervorgehen zu sehen, darf nach Alledem nicht gezweifelt werden.

Diese Art, „mit seinem Volke in Frieden zu leben", wie sich einst König Max von Baiern ausdrückte, ist sicherlich für Regierende und Regierte die heilsamste. Die Versöhnung der Parteien kann sich nur auf solcher Grundlage vollziehen, und wenn der Monarch selbst dazu die Hand bietet, so ist schon ein großer Schritt zur Ausgleichung der Gegensätze geschehen. Wir sehen gerade in diesen Tagen, wie im bekrandeten Oesterreich Kaiser Franz Joseph in eigener Person die Initiative ergriff, um das Versöhnungswerk zwischen den Deutschen in Böhmen und den Tschechen aufs Kräftigste zu fördern. Graf Taaffe, der als Versöhnungs-Minister mit einem Versöhnungs-Programm ins Amt getreten war, hat mit dem erzielten Ausgleich zwischen Deutschen und Böhmen einen ersten großen und unbestrittenen Erfolg zu verzeichnen. Dieser Erfolg ist nicht nur von innerpolitischer Bedeutung für Cisleithanien, sondern auch von besonderer Tragweite für die Beziehungen des deutschen Reiches zu seinem Wiener Verbündeten. Oesterreich erscheint dadurch um Vieles gefesteter und dadurch als Bundesgenosse zugleich wertvoller und wenn es einst auffiel, daß Kaiser Wilhelm II. bei seinem Besuche in Wien sich kühl und ablehnend dem cisleithanischen Ministerpräsidenten gegenüber zeigte, so dürfte heute wohl eine dem Grafen Taaffe angenehmere Temperatur in der Umgebung des deutschen Kaisers herrschen.

---

* Die ganz eigenthümliche Fassung, in welcher **offiziell** die **Abreise des Großfürsten Nikolai** des Aelteren **aus** Petersburg ins Ausland bekannt gegeben wurde, — sie lautete:

Se. kaiserliche Hoheit der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch der Aeltere **reiste mit Allerhöchster Genehmigung** Sr. Majestät des Kaisers am 16. Januar mit dem Postzuge der Warschauer Eisenbahn aus St. Petersburg ins Ausland ab,

ist in der diplomatischen Welt allgemein aufgefallen und hat auch, wie wir hören, eine sehr interessante Vorgeschichte, von der wir nur Einiges andeuten können. Die Gemahlin des Großfürsten lebt, wie bekannt, seit langen Jahren ganz zurückgezogen in dem berühmten Höhlenkloster zu Kiew. Dorthin begab sich, nach seiner Vermählung mit der montenegrinischen Prinzessin, der junge Großfürst Peter, um der Mutter seine Gemahlin zuzuführen. Die Großfürstin-Mutter schenkte bei diesem Besuche ihrer Schwiegertochter ihren eigenen sehr werthvollen Familienschmuck, der sich aber nicht in ihrer Verwahrung, sondern in der ihres Gemahls in Petersburg befand; ein Geschenk, welches der junge Gatte in rücksichtsvollster Weise für seine Gemahlin abzulehnen versuchte, da er wahrscheinlich wohl über den Verbleib jenes Schmuckes Näheres wußte. Die weiteren Verhandlungen über diese Angelegenheit sind in verschiedener Lesart in die Oeffentlichkeit gedrungen. Allgemein aber verlautet, daß eines Tages ein Brief an die Kaiserin aus Kiew einlief, in welchem dieselbe gebeten wurde, ihren Gemahl, den Kaiser, für jenen Familienschmuck zu interessiren, da die Uebergabe desselben an die junge Großfürstin Peter noch immer nicht erfolgt sei. Bald erfuhr der Kaiser aus seines Onkels Munde, daß der Schmuck nicht mehr in seinen Händen, sondern schon vor Jahren, als ein Geschenk, an Madame Schajlawa (die Freundin des Großfürsten Nikolai des Aelteren) übergegangen sei, welche Dame die Zurückgabe des Schmuckes jetzt auf das Entschiedenste verweigerte. Darauf hin wurde General v. Gresser, der Stadthauptmann von Petersburg, mit unumschränkter Vollmacht zu Madame Schajlawa entsandt, um sich von ihr den Schmuck einhändigen zu lassen. Erst als die Dame sah, daß der General zum Aeußersten entschlossen sei, übergab sie diesem die Werthsachen, alterirte sich dabei aber dermaßen, daß sie heftig erkrankte, gegen das Uebel Morphium-Einspritzungen anwandte und nach wenigen Tagen an einem Herzschlag starb. Auch Großfürst Nikolai der Aeltere war schwer leidend. Sobald er wieder reisefähig, erhielt er die Allerhöchste Genehmigung, d. h. den Befehl, vorläufig ins Ausland zu gehen. Er ist vollständig in Ungnade gefallen.

---

* Die Broschüre des **Obersten Stoffel**, welche wir gestern erwähnten und welche die imaginäre Möglichkeit einer **deutsch-französischen Allianz** erörtert, macht in Paris mehr von sich reden, als man denken sollte. So veröffentlicht der „Figaro" die Unterredung eines seiner Mitarbeiter mit dem ehemaligen Seine-Präfekten Haußmann über diese Flugschrift. Danach erblickt Haußmann in der gegenwärtigen Staatsform Frankreichs

---

Musikalische Aufführungen.

„Othello", Oper von Guiseppe Verdi, Text von Arrigo Boito, übersetzt von Max Kalbeck. Zum ersten Male aufgeführt in der Königlichen Oper am Sonnabend, 1. Februar.

Besprochen von ***Heinrich Ehrlich.***

„Othello" ist ein merkwürdiges Werk; allerdings merkwürdiger in seinem Verhältnisse zu den früheren Opern Verdis als in seiner unmittelbaren Wirkung, aber immerhin an sich bedeutend genug, um ernste Prüfung und Beurtheilung beanspruchen zu können. Zuerst staunte man, daß der Komponist des Trovatore und Ernani den Othello schreiben konnte; man findet es fast unbegreiflich, daß er sogar den Stil der „Aida" noch um so viel strenger und einheitlicher zu fassen vermochte; zuletzt wird man von Bewunderung erfüllt, daß ein Siebzigjähriger (er ist 1813 geboren und hat das Textbuch zum Othello Anfang der achtziger Jahre erhalten) eine solche Riesenarbeit mit voller Kraft durchführen konnte. Das Alles hat aber sehr wenig zu thun mit dem Bühnenerfolge; das Theaterpublikum kümmert sich nicht um Alter und sonstige Lebensverhältnisse des Komponisten, sondern nur um die Wirkung, die sein Werk erzeugt. Und wenn auch Richard Wagners Schriften und Schicksale im Anfange einen großen Theil der Hörer für seine Musik eingenommen haben, so würde dieses Vor-Interesse bald geschwunden sein, wenn nicht das Vorspiel des „Lohengrin" es sofort noch erhöhte. Und wie ich schon vorhin andeutete, der Othello von Verdi bietet Manches, das warme Anerkennung verdiente, auch wenn Verdi noch nicht 73 Jahre alt gewesen wäre, als er es schrieb.

Das Textbuch von Boito ist weitaus das beste, das für eine italienische Oper verfaßt ward: gleiches Lob verdient die Uebersetzung von Max Kalbeck, die den Eindruck einer selbstständigen Dichtung erzeugt. Boito hat das Shakespearesche Original so getreu als möglich nachgebildet; daß er die Handlung gleich mit der Ankunft Othellos in Cypern beginnen läßt, ist vom Standpunkte der Bühnen-Nothwendigkeit gerechtfertigt, denn die Verhandlungen vor dem Senate widersprächen dem Zeitgebilde; daß er am Ende des ersten Aktes ein Liebesduett zwischen Othello und Desdemona eingewebt hat, war ein sehr glücklicher Gedanke; denn ein Kontrast zwischen dem zärtlich liebenden und dem wild rasenden Othello mußte von vornherein für die Musik geschaffen werden. Dem hineingedichteten „Credo" des Jago dagegen kann man keine andere Bedeutung zugestehen, als die einer Sotoarie für den Sänger, wogegen zu bedauern ist, daß der Textdichter nicht versucht hat, das Shakespearesche Zwiegespräch der Desdemona mit Jago als Vorwurf einer Charakteristik schärfster Gegensätze für den Komponisten einzurichten. Diese Nebenbemerkungen sollen jedoch die Vortrefflichkeit des Ganzen nicht im Mindesten beeinträchtigen. Wäre Boito vor 25 Jahren Verdis Textdichter gewesen, um wie viel mehr Edles hätte dieser geschaffen! Und wenn Max Kalbeck schon der „Aida" seine dichterische Uebersetzungskunst zugewendet hätte, so würden deren musikalische Schönheiten noch wirksamer hervortreten, und man müßte sich nicht durch haarsträubende Verse winden, wie „die Worte der Thörin, o Götter, schlagt nieder, (!!!) dem Busen des Vaters die Tochter gebt wieder", und dergleichen. Freuen wir uns also, daß endlich ein schönes Textbuch eine so schöne Uebersetzung gefunden hat.

In der Musik ist vor Allem die durchaus vornehme Haltung anzuerkennen, die sehr ernst gearbeitete Instrumentation, die vorzüglichste Behandlung der Declamation und das Vermeiden jeder theatralischen Effekt-Tonmedung, das Festhalten am einheitlichen dramatischen Stile, ohne das mindeste Zugeständniß an die Gesangsvirtuosität oder an hohe Tenor-Schreitöne. Dieses Streben nach Einheitlichkeit erhebt sich manchmal zu einer Höhe, die nur eine sehr große, eine geniale Begabung zu erreichen vermag. Vor Allem ist hier der Monolog Othellos im dritten Akte zu nennen, in welchem das Wühlen schrecklicher Qualen sowohl in der Declamation wie in der ganz originellen und wohllautenden Orchestration musikalisch großartig wiedergegeben ist. Ebenso tritt das Duett Jagos und Othellos im zweiten Akte — trotz mancher Gewaltsamkeit in der Harmonik, von der Verdi sich nie befreien konnte — bedeutsam hervor. Ein Quartett im zweiten Akte Othello und Desdemona, Jago und seine Frau im Hintergrunde, ist ein kleines Meisterstück dramatischer Charakteristik. Das Vorspiel des Orchesters beim Erscheinen Othellos an dem Bette Desdemonas, das letzte Duett zwischen den Beiden steht hoch über Allem, was die französische und italienische dramatische Musik seit dem Tode Meyerbeers geschaffen hat (des genialen Bizet geistvolle „Carmen" gehört mehr der lyrischen Gattung an). Daß ihm auch noch freundlich schöne Accente zu Gebote standen, hat Verdi in dem Liebesduett am Schlusse des ersten Aktes bewiesen, das sich den schönsten und edelsten Tonwerken italienischer Musik anreiht. Auch der Anfang des Duettes zwischen Othello und Desdemona im dritten Akte ist hier zu nennen, als schön erfunden und fein ausgeführt. Das große Chor-Finale dieses Aktes ist sehr effektvoll und meisterhaft gearbeitet, nur zu lang; diesen Eindruck hat es mir bei der ersten Aufführung in Mailand erzeugt, und das Wiederhören in München (1888) und vorgestern in der Königlichen Oper hat den Eindruck verstärkt. Also haben wir viel bedeutende Nummern zu verzeichnen.

Vielleicht, wenn die Oper nicht von Verdi komponirt wäre, träte der Wunsch nach mehr Melodie in den Hörern weniger entschieden hervor; jedem Anderen wäre das Gebotene hoch angerechnet worden. Aber die Erinnerung an Ernani, Trovatore, Traviata, die neben allen Roßheiten doch so viel melodisch sich Eindrängendes bieten, an Aida, die schon um so viel edler gehalten und doch melodisch reich ist, läßt sich eben nicht zurückdrängen. Die einzige wirklich als Melodie behandelte Tonreihe, das letzte Lied Desdemonas, ist zu sehr zerfasert in dem Streben nach charakteristischer Deklamation, und was ich gleich nach der ersten Mailänder Aufführung an dieser Stelle gesagt hatte, darf ich heute stärker wiederholen: Des frivolen Rossini Desdemona-Lied ragte weit über das vom ernsten Verdi; es ist freilich auch das Beste, was jener in ernster Musik jemals zu Stande gebracht hat. Fasse ich nun das Gesagte in ein Urtheil zusammen, so lautet es: Diese letzte Oper Verdis ist ein sehr bedeutendes Werk; sie wird nie den Theatereffekt seiner früheren Opern erzeugen, aber neben „Aida" immer vom Publikum mit Interesse und Achtung vernommen werden.

Die Darstellung war eine ebenso vorzüglich studirte als vorzüglich gelungene. Woran stand Fräulein Leisinger als Desdemona. Die Stimme klang wieder in voller Schönheit und Reinheit, und der Vortrag war so innig und edel, daß man sich immer nur freuen konnte. Hätte Verdi diese Desdemona anstatt der ewig tremolirenden und dictonirenden Mailänder Primadonna gehört, er würde gewiß seiner Schöpfung froher gewesen sein. Herrn Sylva als Othello kann man dieses Mal volles Lob ertheilen; er verstand es, seinem Tonansatze eine klarere Färbung zu geben und im Vortrage Schwung, Leidenschaft ohne Uebertreibung zu entfalten; auch das Mienenspiel und die Bewegungen ließen ein sehr fleißiges und künstlerisch geleitetes Studium erkennen. Herr Bulß als Jago wirkte vortheilhaft durch seine schöne Stimme; doch ließ er sich durch die allerdings gefährliche Bösewichts-Rolle zu einem Aufwande von Theatermitteln im Gesichtsausdrucke u. s. w. verleiten, welche die Wirkung zeitweilig beeinträchtigten. Dieser Jago ist ein immer sich gleich bleibender Schurke, so daß der Darsteller sehr weniger Zuthaten bedarf, um vollkommen verstanden zu werden. In Mailand wirkte der Franzose Maurel, der an Stimmmitteln Herrn Bulß weit nachsteht, durch eine äußerlich ruhige Haltung, aus der die Leidenschaft nur selten hervorbrach, durch meisterhaft gefärbten Vortrag so mächtig, daß die anderen Darsteller ihm gegenüber ganz bestimmt zurückstanden. Fräulein Rothhauser brachte die kleine Rolle der Emilia zur besten Geltung; die (nicht bedeutenden) kleineren Herrenrollen waren genügend vertreten; Chöre und Orchester leisteten Vortreffliches unter Herrn Sucher's Führung. Auch die äußerliche Entwickelung der szenischen Darstellung war in ausgezeichneter Weise ausgeführt; nur über ein Hauptmoment muß ich meine Mißfallens-Erfahrungen geltend machen: Othello darf in der letzten Szene nicht eher erscheinen, als das Nachspiel von Desdemonas Gebet an die Mutter Gottes verklungen ist; das darauf folgende Solo des Orchesters, während er sich mit wildem Blicke dem Bette naht, muß dann als ein um so schärferer Kontrast dumpf und rasch ertönen. Das war die Absicht des Komponisten, und so ward sie in Mailand mit größter Wirkung ausgeführt. Daß Othello hier schon während des letzten Aktes das Nachspielens erscheint, schwächt die beiden Wirkungen ab: daß Desdemona unter den letzten sanften Akkorden einschläft und Othello mit den ersten wilden Tönen der Bässe in das Gemach tritt. Das ist das einzige, aber nicht unwichtige Moment, dem eine andere Anordnung zu wünschen wäre.

Das Publikum folgte der Darstellung mit großer Theilnahme und Aufmerksamkeit, rief die Darsteller nach jedem Akte zu wiederholten Malen, nach dem Duette zwischen Jago und Othello mit stürmischen Zurufen, ebenso nach dem Schlusse der Oper. Man darf also die sichere Hoffnung aussprechen, daß „Othello" das allgemeine Interesse weiter anregen und erhalten wird.